

Zusätzlicher Downloadtext zur Publikation:

Wensierski/Hans-Jürgen von; Lübecke, Claudia (2012): "Als Moslem fühlt man sich hier auch zu Hause". Biographien und Alltagskulturen junger Muslime in Deutschland. Verlag Barbara Budrich, Opladen

„Ich bin eine deutsche Muslima mit syrischem Hintergrund“ – Amira, religiös engagierte Verbandsaktivistin und Medizinerin

Amira wird 1979 in einer westdeutschen Kleinstadt geboren. Ihre Eltern sind sunnitische Syrer, die in den 1970er Jahren nach Deutschland gekommen sind. Der Vater ist Assistenzarzt an einem Krankenhaus, die Mutter unterrichtet als Lehrerin, u.a. arabisch. Die Familie hat vier Kinder, Amira ist die Älteste unter den Geschwistern.

Die Eltern haben zunächst Probleme mit der Aufenthaltsgenehmigung und auch die Arbeitsstellen des Vaters sind immer befristet, von daher muss die Familie oft umziehen, zeitweise – Amira ist in der ersten Klasse – jedes halbe Jahr. Mit 5 Jahren besucht das Mädchen einen Kindergarten und wird dann mit 6 eingeschult.

In der dritten Klasse zieht die Familie in ein kleines Dorf, eine „ziemlich konservative Gegend“, wie Amira betont. Für die Familie, die ursprünglich aus der Hauptstadt Damaskus stammt, ist es eine Umstellung, sich auf dieses konservative dörfliche Milieu einzustellen. Amira ist denn auch die erste und einzige Ausländerin der Klasse. In der Schule und im Dorf fühlt sie sich zunächst ausgegrenzt von den anderen Schülern und Jugendlichen, die sie bereits aufgrund ihres fremden Namens diskriminieren. Allerdings bessert sich diese soziale Akzeptanz später. Das dörfliche Milieu mit seinen überschaubaren sozialen Beziehungen hilft letztlich auch dabei, dass die Nachbarn die Familie kennen lernen und auch akzeptieren. Sprachprobleme hat das Mädchen nicht. Sie spricht gut deutsch und auch ihre Schulleistungen sind durchweg gut. Nach der vierten Klasse wechselt Amira auf das Gymnasium.

Mit der Erziehung in ihrer islamischen Familie ist Amira im Großen und Ganzen einverstanden, auch wenn sie selbst später manches anders machen möchte. Die Eltern achten offenbar auf die Gleichheit zwischen Söhnen und Töchtern. Amira hat jedenfalls das Gefühl, als Mädchen genauso behandelt worden zu sein wie ihre Brüder. Die elterliche Erziehung in diesem bürgerlichen Haushalt setzt vor allem auf die Eigenverantwortung und Selbständigkeit der Kinder. Amira sieht diese erzieherischen Freiräume aber auch in der Berufstätigkeit der beiden Elternteile begründet, die den Kindern zum einen eigenständige Pflichten und Aufgaben abverlangen, zugleich aber auch Entwicklungsspielraum bedeuten. Andererseits sind die Eltern, insbesondere noch in Amiras jüngeren Jahren, bisweilen unsicher in ihren Entscheidungen. So sind sie zunächst skeptisch gegenüber den schulischen Klassenfahrten und versagen diese sowohl Amira wie auch ihrem Bruder. Klassenfahrten kennen sie aus Syrien nicht und sind auch unsicher, ob religiöse Gebote wie das Schweinefleischverbot unterwegs auch beachtet und eingehalten werden. Später ändert sich das aber und die Eltern werden freizügiger. Insbesondere in Bezug auf ihre jüngeren Geschwistern sieht Amira hier inzwischen einen

deutlichen Wandel in der Erziehung.

Mit ihrem etwa gleichaltrigen Bruder hat das Mädchen in der Kindheit ein enges Verhältnis („wie Zwillinge“), das sich erst seit der Pubertät etwas verändert hat. Insgesamt besteht bis in die Gegenwart hinein eine gute Beziehung zwischen den Geschwistern, die allerdings inzwischen im ganzen Land verstreut leben. In diesen Verselbständigungsprozessen der Kinder sieht Amira – von heute aus – ein bedeutendes Merkmal für den Generationenwandel in der Familie, den ihre Eltern erst akzeptieren lernen mussten. „Damit mussten aber meine Eltern einfach umgehen, weil man’s einfach auch aus Syrien nicht kennt. Das ist auch so. Die Kinder ziehen sich aus, auch Jungs nicht. Also, man . im Endeffekt bleibt man so lange bei den Eltern leben, bis man heiratet.“ Amira hat dabei großen Respekt vor den Lern- und Wandlungsprozessen ihrer Eltern.

Amiras Eltern legen viel Wert auf die fürsorgliche Obhut ihrer Kinder. So sorgen sie sich stets um den Umgang mit den jeweiligen Spielkameraden der Tochter. Erst wenn die Mutter jeweils die Familien kennen gelernt hat, darf Amira auch mit den Freundinnen mitgehen.

Diese Erziehungsvorstellungen sind noch stark durch die syrischen Erfahrungen und Familienstrukturen der Eltern geprägt. Innerhalb der großfamiliären Strukturen in Syrien – so Amira – spielen die sozialen Kontakte außerhalb der Familie eine wesentlich geringere Rolle. Insofern müssen sich ihre Eltern erst an diese neuen, außerfamiliären Kontakte und Beziehungen gewöhnen und auch ein gewisses Misstrauen überwinden. Amira erinnert sich an eine Episode. „Meine Oma war halt zu Besuch und ähm ich glaub ich war (.) 15 oder 16. Ich wollt zu ner Freundin fahrn und da meinte sie nur zu mir, ja pass nur auf, dass sie dir keinen Alkohol ins Glas kippt (.) und äh also (lachen) solche Sachen.“ Solche Vorurteile sieht Amira indes auf beiden Seiten und sieht sich selbst und ihre Generation als Mittler zwischen diesen Welten. „Wir sind halt so diejenigen, die doch manchmal so diesen Spagat (I.: mhm) quasi äh schaffen müssen.“

In der zweiten Klasse hat Amira in der Schule ein „Schlüsselerlebnis“. Sie ist „ziemlich gut“ in Mathematik und nimmt an einem Wettbewerb teil, bei dem sie einen ersten Platz belegt. Die Lehrerin lobt das Mädchen darauf hin vor der ganzen Klasse und empfiehlt sie den Schülern als Leitbild. „Ja schaut Euch.. Also selbst... also die Ausländerin is besser als ihr.“ Amira ist noch heute empört über diese bigotte Diskriminierung, die ihr noch im Lob die Selbstverständlichkeit einer sehr guten Leistung als Migrantinkind abspricht, in dem sie auf ihre ethnische Herkunft festgelegt und reduziert wird.

Dieses Schlüsselerlebnis ist für die junge Frau lediglich der Auftakt zu einer Vielzahl von „positiven und negativen Diskriminierungen“, die sie immer wieder erleben muss, vor allem auch in der Schule. So gibt ihr Erdkundelehrer dem Mädchen eine Eins, obwohl sie Erdkunde als Fach nie mochte und auch keine entsprechenden Leistungen brachte („Ich hatte die

Eins auf gar keinen Fall verdient“). Andererseits bekommt sie in Deutsch nur eine Vier. Auf die Intervention der Mutter entgegnet der Deutschlehrer „Ja was haben sie denn (...), ähm, n ausreichend ist für ne Ausländerin doch mehr als genug.“

Von früh auf sieht das Mädchen sich so aus ihrem deutschen Umfeld heraus mit der Stigmatisierung als „Ausländerin“ konfrontiert, „auch wenn du eigentlich gar nicht äh das nicht so wahr haben willst, weil ich habs oft nicht so empfunden, ehrlich gesagt.“ Amira beschreibt diesen Prozess der Ausbildung ihrer kulturellen Identität von Kindheit an als „durchkämpfen“, in dem sie von den Deutschen immer wieder mit der Identifikation als Ausländerin konfrontiert ist, während das „ausländische Umfeld“ – ihre Bekannten und Freunde aus Migrantenmilieus – ihr raten, auch auf der anderen Zugehörigkeit zu bestehen: „Du bist keine Ausländerin, sondern du bist Deutsche. Das solltest du dir auch bewusst machen.“

Dem Mädchen sind diese Unterschiede in der Kindheit zunächst aber nicht bewusst („aber diese Erkenntnis kommt auch später, ehrlich gesagt.“). Erst im Lauf der Lebensgeschichte kann sie diese Zusammenhänge reflektieren und sich bewusst machen. Als Kind fühlt sie sich keineswegs als Ausländerin. „Weil ich hatte deutsche Freunde und ich hab halt immer auch dasselbe gemacht. Wir sind alle zum Sportverein gegangen. Wir sind alle Schwimmen gegangen. Also, wir hatten ja alle die selben Freizeit- und ähm ja Aktivitäten.“

Andererseits reflektiert die junge Frau vom heute aus, dass es letztlich auch Vorteile hatte, dass sie die einzige Ausländerin in der Klasse ist. Denn Amira wird letztlich auch anerkannt für ihre Leistungen, sie wird akzeptiert als Klassenkameradin und kann so die Stereotype gegenüber Ausländern konterkarieren: sie fährt als Muslimin auf Klassenfahrten mit, sie wird nicht zwangsverheiratet, sie redet ganz frei mit anderen („Also, entsprach ja überhaupt nicht dem Klischee `ne.“). Das hilft ihr später, als sie beginnt, ein Kopftuch zu tragen.

In der vierten Klasse wird die Schülerin damit konfrontiert, dass der Klassenlehrer ihr keine Empfehlung für das Gymnasium geben will. Amira hat zwar gute Leistungen und einzelne Lehrer unterstützen durchaus den Wunsch der Familie nach der weiter führenden Schule, aber der Klassenlehrer hält die deutschen Sprachkenntnisse für zu problematisch und rät zum Realschulbesuch. Die Eltern lassen sich von diesem Votum aber nicht irritieren und bestehen auf dem Gymnasialbesuch ihrer Tochter: sie wissen, dass Amira gerne liest und auch freiwillig lernt und raten deshalb dazu, erst einmal auszuprobieren, ob das Mädchen wirklich überfordert wird („Ich bin echt total glücklich, dass meine Eltern sich natürlich nicht darauf eingelassen haben“).

Während der Pubertät lassen Amiras Schulleistungen zwar mal nach, aber letztlich sind ihre Zensuren nie gefährdet, so dass sie später auch ein

„ganz gutes Abitur“ macht.

Die junge Frau betont, dass diese Erfahrungen der Stigmatisierung, der latenten oder auch manifesten Ausgrenzung, der Klischees sie nachhaltig „bis jetzt teilweise“ geprägt hätten. Sie entwickelt ein explizites Selbstbehauptungsmuster, mit dem sie sich gegenüber ihrer Umwelt durchzusetzen sucht. „Ich muss halt immer gegen diese Klischees ankämpfen und ähm ich bin nicht doof und ich bin nicht dumm und ich bin auch nicht unterdrückt und ich werd auch nicht von meinen Eltern gezwungen und ähm so und das is so'n ewiger Kampf.“

In der Schulklasse hat Amira eine gute Freundin, die sie oft auch zu Hause besucht. Insbesondere als die Eltern der Freundin sich scheiden lassen, haben die beiden Mädchen eine intensive Freundschaft. Diese Beziehung endet aber abrupt, als Amira in der 8./9. Klasse beginnt, ein Kopftuch zu tragen. Die Mutter der Freundin verbietet den weiteren Umgang und das Mädchen redet später nicht mal mehr mit Amira – „Das war so (.) auch verletzend `ne“. Allerdings ist diese Episode für Amira das einzige Mal, dass sie wegen ihres Kopftuchs von „Leuten, die mich kannten“ diskriminiert wurde. Insgesamt resümiert sie den Wechsel „vor dem Kopftuch, nach dem Kopftuch“ als weitgehend unproblematisch. Das Kopftuch hatte keine großen Auswirkungen auf ihre soziale Integration. Ihr Fremdheitsstatus war vielmehr immer schon durch den Namen induziert („Ich war halt immer die mit dem ausländischen Namen“), das Kopftuch änderte daran nichts Wesentliches.

Amira wird von Kindheit an im Sinne ihres sunnitischen Glaubens religiös erzogen, beschreibt ihre Eltern aber als eher liberal. Mit „liberal“ meint sie die Bereitschaft der Eltern, den Kindern eigenständigen Entwicklungsspielraum auch für ihren Glauben zu geben. Obwohl die Mutter Kopftuch trägt, wird Amira nicht zum Tragen des Kopftuchs angehalten. Im Gegenteil, raten die Eltern eher ab. Den Eltern ist vor allem wichtig, dass die Kinder offen und ehrlich sind. Wenn Sie andere Orientierungen als die Eltern haben, sollen sie diese lieber offen leben, als hinter dem Rücken der Eltern.

Auf der anderen Seite sind den Eltern aber auch islamische Traditionen wichtig. In einer theoretischen Reflexion vom Heute aus wird für Amira daraus ein kultureller bzw. religiöser Generationenkonflikt, der auch die religiöse Sozialisation in der Familie bestimmt hat: „Manchmal denk ich, meine Eltern sind eher bisschen traditioneller als wirklich religiös.“ Amira stellt hier die Legitimität der unhinterfragten islamischen Traditionen und Konventionen der Eltern in Frage. Allerdings nicht aus einer Perspektive der ‚aufgeklärten‘ westlich-säkularen Tochter, sondern im Gegenteil aus der religiösen Perspektive eines intellektuell und kognitiv reflektierten Islam. Amira differenziert somit die islamisch-orientalischen Konventionen ihres familiären Herkunftsmilieus in traditionale und religiöse Orientierungen und weist sie jeweils unterschiedlichen Generationen zu: Die islamischen Orientierungen der Eltern folgen eher einem unreflektierten traditionalistischen

Volks-Islam, während ihr eigener islamischer Glaube sich davon deutlich absetzt und eine größere religiöse Legitimität beansprucht. Aus dieser Differenzierung folgt für die Glaubenspraxis und den islamischen Lebensstil der jungen Frau zweierlei. Erstens, das reflektierte Hinterfragen der elterlichen Gebote und Konventionen; zweitens, die eigene intellektuelle Beschäftigung mit dem Islam durch religiöses Studieren des Koran. Den Anlass zu dieser Islam-Kritik sieht Amira in ihrer eigenen Situation als Angehörige der Zweiten-Generation in einer muslimisch-syrischen Migrantenfamilie. „(I.: Mh) Weil, ähm dadurch dass wir... Also, dass is n großer Vorteil gewesen, dass man hier geboren und aufgewachsen is, weil wenn man auch sich oft mit dieser Frage beschäftigt und das. Woher komm ich? Was bin ich? Was is der Islam? Also, dass man sich auch intensiv damit beschäftigt und nich nur einfach irgendwas nach betet.“

Die islamischen Konventionen ihrer Eltern sind für Amira ein ethnisch aufgeladener Islam. Sie thematisiert dies auch gegenüber den Eltern „Aber ich sag immer so, ihr habt son syrischen Touch.“ Der „syrische Touch“ meint eine Religion, die durch die ethnisch-nationalen Traditionen des elterlichen Herkunftslandes gewissermaßen ‚in der Wolle gefärbt‘ ist. Amira bemüht sich demgegenüber um einen internationalen und universalen Islam, der nicht die Religion von orientalischen Migrantenminderheiten in Deutschland ist, sondern für alle Menschen gleichermaßen gültig und wahr sei („Wo ich auch denke, dass is, tut auch dem Islam und den Muslimen gut, dass wir halt in einem neutralen Land gele- ähm aufgewachsen sind.“). Diese generationenspezifische Differenz gegenüber den Eltern bezieht sich dabei aber nicht nur auf einen unterschiedlichen Glauben. Sie markiert auch eine unüberbrückbare Differenz zwischen den Generationen in Bezug auf die eigene ethnische und kulturelle Identität. Die Eltern sind auch nach 27 Jahren im eigenen Selbstverständnis wie in der kulturellen Identität Syrer. Für Amira gilt dies nicht. Sie ist hier geboren, hat die deutsche Staatsbürgerschaft und fühlt sich auch als Deutsche. Genauer: Also, ich ich sag halt ganz bewusst, ich bin deutsche Muslima mit syrischen Hintergrund.“ Amira besteht hier auf einer klaren Trennung gegenüber der syrischen Herkunftskultur der Eltern, mit all ihren politischen¹ und religiösen Problemen. „Also, irgendwann sagt man halt auch, ok ähm ihr wart halt davon betroffen, aber das geht uns jetzt nichts an und ich seh das auch nich mehr so.“

Die junge Frau liefert diese eigentheoretischen Reflexionen als Hintergrundkonstruktion zur Erzählung ihrer religiösen Erziehung und Sozialisation in der Kindheit. Als programmatisches oder ideologisches Gerüst gehören diese Überzeugungen zur aktuellen islamischen Identität der jungen Frau zum Zeitpunkt des Interviews. Zugleich macht sie damit aber auch den biographischen Ausgangspunkt für die eigene islamische Entwicklung in der Pubertät

¹ Amiras Eltern können aus politischen Gründen nicht nach Syrien zurück.

sichtbar. Sie entscheidet sich in der Pubertät – in der achten, neunten Klasse – eigenständig und gegen den Willen und Rat der Eltern dazu, das Kopftuch zu tragen. Obwohl die Mutter selbst Kopftuch trägt, sind ihre Eltern besorgt, dass ihre Tochter dadurch Nachteile und Probleme haben könnte und raten ihr ab. Sie solle doch warten, bis sie vielleicht später in einer Großstadt zum Studieren sei. Amira lässt sich aber nicht beirren. „Also, ich bin davon überzeugt und ähm das is für mich halt die Religion.“

Das Kopftuch ist für Amira ein bedeutsamer Teil des eigenen jugendlichen Verselbständigungsprozesses. So ist ihr insbesondere auch wichtig, das Kopftuch nicht nur zu Hause, sondern auch in der Öffentlichkeit zu tragen. „Also, das Kopftuch hat für mich auch zum Beispiel auch dazu gehört und es is nicht nur politisches Zeichen, also, da- für mich sowieso dieses ganze politische und so weiter, dass hatte nichts damit zu tun, sondern äh ich bin halt Muslime und ich glaube daran und es gehört dazu das Kopftuch zu tragen und ich bin davon überzeugt und deswegen möcht ich’s halt auch tragen.“ Die Entscheidung für das Kopftuch verändert in der Folge auch ihr Selbstbild und Selbstbewusstsein. Amira beschreibt diesen Schritt als grundlegende Klärung eines Identitätsbildungsprozesses, der ihre bisherigen Problemlagen kathartisch offen legt, aus ihrer latenten Unentschiedenheit und Ambivalenz befreit und zugleich durch Eindeutigkeit und Entschiedenheit löst.

„Also, als ich diesen Schritt gegangen bin, war ich mit mir sehr, also viel ausgeglichener, weil ich hatte so das Gefühl ähm (.) ja, ich hab halt so ne Entscheidung gesetzt und ich weiß jetzt, wer ich bin und ähm was ich halt auch möchte und wovon ich halt auch überzeugt bin und ähm mir f- wars halt lieber als so dieses ähm (.) Zwischending. Also, nich wirklich dazu zu gehören, aber doch und ähm also jetzt nich... Ich hab jetzt nich angefangen Kopftuch zu tragen um mich zu isolieren oder so, sondern einfach fand ich ähm... I- ich wollt halt auch zeigen, wer ich bin und wovon ich überzeugt bin.“

In einer umfangreichen selbsttheoretischen Hintergrundkonstruktion erläutert Amira den Entscheidungsfindungsprozess für das Kopftuch. Die junge Frau sieht insbesondere auch den Zusammenhang ihrer Entscheidung mit der eigenen Pubertät. „Weil man is ja in der Pubertät schon orientierungslos `ne.“ Man „eckt“ überall an mit den „Eltern“, den „Lehrern“, „also mit allen Autoritätspersonen.“ „Für mich wars zum Beispiel wichtig, dass ich ne Entscheidung treff und dass ich ,n Weg gehen kann. Also, so oder dass man sich auch Ziele s- äh setzen kann und das man halt auch weiß, dass man nicht so verloren is.“ In ihrer Schule gibt es viele Jugendliche, die „Punker“ oder „Gruf-ties“ sind. Für sie sind dies Indikatoren für die jugendliche Orientierungssuche in der Adoleszenz. Ihre Orientierungssuche in der Pubertät sieht sie demgegenüber mit der Suche nach den „eigenen Wurzeln“ verbunden. „Also, für mich waren jetzt nich die syrischen Wurzeln wichtig, damit hab ich mich zum Beispiel noch nie wirklich ähm (.) befasst.“ Auch wenn sie die explizite bikulturelle Erziehung ihrer Eltern nach wie vor sehr wertschätzt, nicht zu-

letzt auch, dass sie Wert darauf legen, dass die Kinder arabisch sprechen – es geht ihr nicht um das Anknüpfen an die kulturelle Identität der Eltern. „Ich fands halt auch gut, dass meine Eltern Wert darauf gelegt hab, dass wir halt auch arabisch können, weil ich (I.: Mh) je mehr Sprachen man spricht, desto besser. Aber ähm (..) ich hätte nie den Punkt, dass ich mich (.) für (.)... Also, das ich auch gesagt hab, ich bin Syrerin. Das war für mich zum Beispiel nie wirklich wichtig oder ausschlaggebend, sondern...“ Ihre Wurzeln sieht sie demgegenüber in ihrer Identität als Muslima „...für mich war’s dann nachher viel wichtiger, dass ich dann doch diesen bewussten Schritt gegangen bin, ich bin Muslima (..) und das is gut so. (...) Und ich fand, des hat mir diesen Halt gegeben `ne.“

Amira teilt ihre Schulzeit in die Phasen „vor dem Kopftuch, nach dem Kopftuch“ ein. Ihre Mitschüler sind zwar zunächst überrascht, als sie mit Kopftuch erscheint („..hätten wir nich gedacht, dass du das machen würdest. Also, wir dachten, du wärst n bisschen anders.“), ansonsten ändert sich aber am Verhältnis zu den Lehrern, Mitschülern und Freunden nichts. Amira ist auf dem Gymnasium vielmehr zwei Jahre Klassensprecherin, auch eine Zeit lang Schulsprecherin und sie schreibt für die Schülerzeitung. An ihrer sozialen Anerkennung und ihrer Integration in die Schulgemeinschaft änderte das Kopftuch mithin nichts.

Die Entscheidung für das Kopftuch ist für Amira nicht der Endpunkt einer Entwicklung, an dem ihre muslimische Identität endlich öffentlich wird, sondern im Grunde der Ausgangspunkt für den dann folgenden islamischen Bildungsprozess. Bis dato hatte sie sich gar nicht besonders für den Islam interessiert. Jetzt sucht sie den Kontakt zu anderen Muslimas, insbesondere solchen, die auch wie sie in Deutschland aufgewachsen sind. Durch eine Konvertitin im Bekanntenkreis ihrer Mutter, die Architektur und Orientalistik studiert hatte, lernt sie die islamische Religion jetzt genauer kennen – allerdings nicht als Religion ihrer familiären Wurzeln. „Es war halt nich (.) mhm die (.) Religion meiner Eltern (I.: Mhm) sondern ich hab’n halt aus ner ganz anderen Perspektive kennen gelernt und dann hatte man sich auch erst intensiv damit beschäftigt.“ Amira kauft sich jetzt islamische Bücher und beginnt intensiver, sich mit den Grundlagen ihrer Religion zu beschäftigen. „Also, man wusste halt Vieles, man hat halt Vieles gemacht. Das war halt auch schön, aber man hat des ja nich mit irgendn Bewußtsein gemacht.“ Dieses jugendliche Selbststudium des Islam wird so auch zu einer Kritik des „traditionellen“ Islams ihrer Eltern bzw. der eigenen bisherigen islamischen Sozialisation. In einer eigentheoretischen Reflexion vom Heute aus restümiert Amira diesen Islamisierungsprozess des Mädchens. „Man sieht erst so, wie vielfältig auch die Religion is und wie sehr wir Menschen ihn (den Islam) eigentlich einschränken `ne, also so durch, weiß ich nich, durch bestimmte Erwartungen oder durch die ganzen Traditionen oder durch diese ganzen, auch die ganzen Nationalitäten.“

Die Islamisierung des fortan kopftuchtragenden Mädchens erscheint so als Ausdruck eines jugendlichen Verselbständigungsprozesses auf der Basis einer gleichsam antinomischen Struktur: Gerade weil der so entdeckte reflektierte Islam und mit ihm der islamische Habitus der jugendlichen Kopftuchträgerin nicht einfach eine kulturelle Annäherung an die Eltern ist, erweist er sich als attraktives identitätsstiftendes Angebot für die pubertierende Jugendliche. Im Umkehrschluss gilt diese Antinomie auch gegenüber der deutschen Mehrheitskultur: Das Kopftuch erweist sich für das Mädchen als sinnstiftende Alternative zu den westlichen Jugendkulturen (Punks, Grufties) in der Schulklasse und verdoppelt doch auch exakt deren Funktion als sinnstiftende kollektive Nicht-Identitäten gegenüber einer unverständigen und ausgrenzenden Lebenswelt. Das islamische Kopftuch Amiras hält der deutschen Mehrheitskultur in der dörflichen Lebenswelt eben den Spiegel ihrer ethnozentristischen Stigmatisierungen vor – voller Trotz und Selbstbewusstsein. Das Mädchen lässt sich zunächst vor allem gefühlsmäßig und instinktiv auf diesen Habitus und den Lebensstil ein. Das Kopftuch ist eben nicht das Resultat eines islamischen Bildungsprozesses sondern dessen Initiation. „Man hat es ja nicht mit irgendeinem Bewußtsein gemacht.“

Als sie beginnt, Kopftuch zu tragen, sie ist die Einzige an der Schule, wird das zwar interessiert registriert („Also, man setzt man ja auch wirklich son Zeichen“); ihre Mitmenschen fragen Amira danach, aber das macht der jungen Frau nichts aus. Im Gegenteil, sie findet das besser, als wenn sie das Gefühl hätte, dass „hinter dem Rücken viel getratscht und geredet“ würde. Diskriminierungen und Nachteile erfährt sie in Schule und Umgebung aufgrund ihres Kopftuchs in der Folge nicht. Im Gegenteil beteiligt sie sich fortan in den höheren Klassen an den Angeboten des schulischen Religionsunterrichts, auch wenn dort kein Islamunterricht angeboten wird. Die Teilnahme am evangelischen Religions- und Konfirmationsunterricht und die Gespräche mit den christlichen Mitschülern sieht Amira aber eher als Beleg für Gemeinsamkeiten von religiös Gläubigen, denn als Indikator für eine Kluft in gegensätzlichen Glaubenssystemen. „Und das fand ich zum Beispiel sehr schön, weil ich war natürlich die einzige Muslima und die Anderen waren halt...Mhm das waren alle Evangelen, die aber auch mh engagiert waren, halt auch in in ihrer Kirche, wobei wir halt... Es gab auch zwei glaub ich, die waren aus der Freikirche. Also, da gab's halt auch nochmal mh so Unterschiede und ähm was ich zum Beispiel sehr schön fand war (.) ähm, also je... Wir hatten schon andere Rituale oder so, aber ich fand es sehr schön, weil man konnte des doch vereinen. Also, wir hatten halt so das Gemeinsame, dass wir halt an Gott glauben und jeder konnte auch den Anderen verstehen und ähm das war mir persönlich zum Beispiel auch wichtig, also dass halt auch jemand verstehen kann. Ich glaube an Gott und mir is das halt auch wichtig und ähm ich mache auch vieles (.) also für Gott `ne.“

Für die junge Frau beginnen die Diskriminierungen und Ausgrenzungen

in ihrer deutschen Umgebung also nicht mit dem Tragen des Kopftuchs, sondern finden dadurch in gewisser Weise ein Ende. Gegenüber den latent ethnizierenden Merkmalen ihres ausländischen Namens und ihres orientalischen Teints setzt das Kopftuch die Selbstbehauptung einer bewusst und gewollt gewählten und nach außen getragenen Identität als Muslima. Eine Identität, die sich fortan sowohl gegenüber der syrischen Migrantenidentität der Eltern wie gegenüber dem latent ausgrenzenden Ethnozentrismus der deutschen Mehrheitskultur abgrenzt und entwickelt. Das Kopftuch ist ihr aber kein Symbol der Abgrenzung gegenüber der deutschen Mehrheitskultur. Im Gegenteil. Amira nimmt selbstverständlich Teil an den jugendkulturellen Aktivitäten ihrer Gleichaltrigen. „Also, (.) es war halt cool, weiß ich nich, auf ne Demo zu gehen und gegen Nazis zu demonstrieren. Natürlich war das halt auch total schön, aber ich fand zum Beispiel, dafür muss ich nich Punk sein. Ich kann auch als Muslima auf diese Demonstration gehen...“.

Amiras Jugendphase ist nicht in besonderer Weise durch expressive jugendkulturelle Ausdruckformen und auch nicht durch Konflikte mit den Eltern gekennzeichnet. Einen konkreten Beginn ihrer Jugendphase kann sie nicht festmachen. Sie schreibt auch kein Tagebuch, allerdings liest sie viel und schreibt sich markante Stellen heraus, die jeweils ihre Stimmungen und Befindlichkeiten spiegeln – es ist eine Art literarisches Tagebuch („es war schon so’ne Art Tagebuch“), das sie immer wieder mal herausholt, um ihre Entwicklung nachzuvollziehen. In ihrer Schule gibt es vor allem Punks und ein paar Grufties. Mit einer Gruftie-Freundin unterhält sie sich manchmal über diesen jugendkulturellen Stil oder über Satan, aber mit den Punks sympathisiert sie deutlich mehr. Ihr eigener jugendkultureller Nonkonformismus erschöpft sich aber darin, dass sie zum Schrecken der Mutter in einen Secondhand-Shop einkaufen geht und gerne ungleiche Socken anzieht. Dem Vater bleibt der Sinn dieses Socken-Patchwork allerdings für immer verschlossen. Im Outfit damals sieht sich Amira somit etwas „alternativ“ und „punkig“ angehaucht, aber nicht mehr. Sie hört viel Pop- und Rockmusik und probiert bis auf Heavy Metal und Techno alles aus. Allerdings intervenieren die Eltern auch nicht, sondern lassen ihrer Tochter jeweils den Entwicklungsspielraum für ihre eher behutsamen Verselbständigungsprozesse. Konflikte um Altersnormen gab es während der Adoleszenz zwischen Eltern und Tochter denn auch nicht. Ihre Aktivitäten sind eher durch das dörfliche Umfeld geprägt bzw. eingeschränkt. Sie geht nie in die Disco und ist auch nicht abends unterwegs, vielmehr ist Amira in der Schule in einer Theatergruppe aktiv, für die sie das Bühnenbild gestaltet.

Von kleinauf ist das Mädchen aber sportlich aktiv. Sie ist in vielen Sportvereinen engagiert und probiert alle Disziplinen aus. „Also, ich hab (leise) sehr viel Sport getrieben. Ich mein, im Dorf kann man auch nich (lachen), (I.: (Lachen). Das meiste, was man unternehmen kann, war halt Sport und ich hab auch echt alle Sportvarianten durch. Also, ich war äh vier Jahre

im Schwimmverein (I.: Mh) und äh (.) ich hab halt auch vom Bodenturnen bis zur Leichtathletik, Tennis, Tennis hab ich nich lange gemacht, Volleyball, Badminton, ich bin geritten und voltigiert. Also, ähm (.) im Endeffekt hab ich halt alles so durch. Also, musikalische Ader hab ich gar nicht.“ Kontakte zur muslimischen Gemeinde hat sie bis zu diesem Zeitpunkt auch nicht. Es gibt in ihrem Umfeld nur sehr wenige Muslime; zumeist aus türkischen Familien, zu denen sie keinen rechten Kontakt bekommt. Sie spricht deren Sprache nicht und wird auch wegen ihres Bildungswegs von den türkischen Jugendlichen aus der Hauptschule eher gemieden.

Geschlechtliche Beziehungen und Freundschaften mit Jungen hat Amira während der Jugendphase nicht. Ihre Sexualmoral ist stark durch die eigene islamische Erziehung und die familiären Konventionen geprägt. Sex ist demnach ausschließlich in der Ehe denkbar. Amira teilt diese Überzeugung. Ihren ersten Freund wird sie erst im Studium kennen lernen und ihn auch gleich heiraten. Er ist der erste Mann, der sie küssen darf. Allerdings ist das Thema Sexualität in Amiras Familie – anders als in den meisten muslimischen Familien – nicht vollständig tabu. Der Mutter ist es wichtig, die eigene Tochter aufzuklären, da sie selbst negative Erfahrungen mit der eigenen Mutter gemacht hatte, die sie ihrer Tochter ersparen möchte. Amira ist zu diesem Zeitpunkt bereits durch den Sexualkundeunterricht in der Schule informiert. „Also, wir hatten eine Religionslehrerin, (leise) das weiß ich noch, da die war sehr offen und da konnte man halt auch gut drüber mhm (I.: Mhm) reden.“

1998 macht sie das Abitur. Anders als all ihre Mitschüler, die nach dem Abitur das Ende der Schulzeit sehr bedauern, ist Amira allerdings „glücklich, dass es vorbei war.“ Sie kann es gar nicht erwarten, aus der Enge des dörflichen Milieus zum Studium in die Stadt zu kommen. Ihre Erwartungen werden bestätigt. Obwohl sie eigentlich einen anderen Studienwunsch hat, beginnt sie zunächst ein Chemiestudium in Köln und genießt es, dass niemand im Seminar oder bei einer Prüfung auf ihr Kopftuch reagiert. „Dass war Alltags, dass war total normal. (...) Das war halt son ganz anderes Gefühl.“

Allerdings verändert sich mit dem Studienort Köln auch das Umfeld der Bezugspersonen Amiras. Während sie in ihrem Heimatort fast ausschließlich mit Deutschen zusammen war, sucht sie jetzt explizit den Kontakt und Umgang mit Ausländern. Auch beginnt sie eine studentische Tätigkeit beim akademischen Auslandsamt, die sie gerade deswegen auswählt. Sie spricht „ziemlich viele“ Sprachen, aber vor allem: „Ich hab das ganz bewusst gemacht, weil ich ähm so dieses Gefühl hatte ähm, ich wollte nicht mehr fremd sein“. Unter den ausländischen Studierenden fühlt sie sich erstmals als Gleiche und Gleichen – allerdings in einer Gemeinschaft der Ausgegrenzten. „Also, wir hatten alle das Gemeinsame, dass wir alle fremd hier waren und nich nich wirklich akzeptiert sind.“ Amira („Ich muss ehrlich zugeben“) bricht in dieser Phase den Kontakt zu Deutschen fast vollständig ab. Sie bewegt sich in einem Freundeskreis aus fünf jungen Frauen, die zwar alle sehr

unterschiedlich sind – auch von den „Lebensweisen und von den Einstellungen“ – aber eine feste Gemeinschaft bilden, die auch später die Studienzeit überdauert. „Wir haben bis jetzt noch Kontakt.“

Diese Phase, in der Amira den Kontakt zu Deutschen weitgehend meidet, dauert rund zwei Jahre. „Weiß ich nicht, ob man son bisschen traumatisiert war.“ Jedenfalls will sie nicht mehr in die Rolle geraten, sich für alles rechtfertigen zu müssen und sich überall selbstbehaupten und „durchboxen“ zu müssen.

An der Uni spielt ihr Kopftuch keine bedeutsame Rolle. Amira hat im Gegenteil eher den Eindruck, dass sie hier stärker als früher ausschließlich nach ihrer Leistung beurteilt werde. Und das gilt insbesondere auch in ihrer gegenwärtigen klinischen Ausbildung an den Krankenbetten der Patienten. „Ja man wird halt nicht so als Außerirdischer oder als was total komisches betrachtet.“

„Ach ja, da gibt’s noch was. Ich hab zwischendurch geheiratet und mich Scheiden lassen.“ – Während der Zeit am akademischen Auslandsamt lernt Amira einen jungen Mann kennen. Es ist der Bruder einer Freundin. Amira hatte zwar schon öfter Bekannte, „aber es gab halt nie so den Richtigen.“ Diesmal ist sie sich sicher und verliebt sich in den jungen Mann. Die beiden haben eine Beziehung, verloben sich bald und heiraten nach einem Jahr.

Später stellt sich heraus, dass der junge Ehemann manisch depressiv ist. Amira kommt mit der Situation nur schwer klar. Sie hat den Eindruck, in den manischen Phasen nicht an ihren Mann heran zu kommen. Sie schlägt vor, gemeinsam zu einer Therapie zu gehen. Ihr Mann lehnt aber ab. Er ist der Ansicht, dass es ihm gut geht und eine gemeinsame Therapie kommt für ihn gar nicht infrage. Amira reflektiert die möglichen Gründe für die Depression und spekuliert dabei über einen Zusammenhang zur Migrationssituation ihres Mannes. „Also, dass er darunter gelitten hat, dass man diesen Spagat `ne zwischen den zwei Kulturen nicht wirklich geschafft hat.“ Die Ehe scheidet letztendlich an den ungelösten Problemen der beiden Partner. „Und ähm (.), (leise) ja irgendwann gings halt nicht mehr.“ Als Amira das Gefühl hat, dass sie die Situation „kaputt“ macht, „hab ich halt irgendwann auch (leise) den Schlussstrich gezogen“. Sie will sich weiterentwickeln und hat aber das Gefühl, ihre ganze Energie nur für die Beziehung aufwenden zu müssen. „Das war dann auch schwer, das war nicht so einfach, dann diesen Schritt zu gehn.“ Amira trennt sich von ihrem Mann und bricht auch ihr Studium ab.

Die junge Frau stellt diesen Bezug nicht explizit her: aber die zeitliche Verortung der Beziehung (ein Jahr Verlobung, ein Jahr Ehe) macht deutlich, dass die zwei Jahre Beziehung und Ehe mit dem jungen Mann zugleich auch die Phase von Amiras Rückzug aus ihrem deutschen Umfeld gewesen sein muss.

In der Folge legt sie ein Jahr Pause ein – „eine Zwangspause“ wie sie sagt. Allerdings nutzt sie die Zeit jetzt wieder für sich. Die Zeit ihrer Ehe war

nicht nur wegen der Depression des Mannes eine Belastung. Amira hatte sich auch in zahlreiche Aktivitäten und ehrenamtliche Aufgaben gestürzt, in denen sie sich für andere engagierte. Jetzt nach der Trennung hat sie das Gefühl, auch mal wieder an sich selbst denken zu müssen. Sie zieht sich „komplett aus allem heraus“, zieht sich auch von ihren Freundinnen zurück und wohnt in der Folge zunächst bei einer Freundin. In ihrem – deutschen und ausländischen – Umfeld steht sie in dieser Zeit unter einigem Rechtfertigungsdruck, dass sie ihren Mann wegen dieser Krankheit verlässt. Amira ist sich aber sicher, dass der Schritt für sie notwendig ist.

Während sie in der ersten Zeit nach der Trennung durch die Uni abgelenkt ist und sich verstärkt auf ihr Studium konzentriert („Dann stand halt so die Uni im Vordergrund“), gerät die Phase nach Ablauf des Semesters („Dann war halt das Semester vorbei und da fings halt erst richtig an. (...)Ja, ich glaub man hatte das n bisschen verdrängt `ne.“) zunächst zu einer Zeit der umfassenden Selbstkrise und Neuorientierung. „Weil ich dann dachte, so was will ich überhaupt von vom Leben“ – „Wer bin ich eigentlich oder was mach ich und wohin will ich und (.) das war nich so. (.) (leise), ja, nich so einfach (..) Genau.“ Amira stellt jetzt auch ihr ehenamtliches Engagement und ihre sozialen Aktivitäten in Frage. Sie hadert mit den sozialen Problemen und den Lebensentwürfen, die ihr in den Nachhilfe-Familien oder in der Studentenberatung begegnen. „Also, ich war dann teilweise auch sauer auf die Frauen, die es halt auch nich gebacken kriegen, äh selber ihr Leben, ihr Leben so in den Griff zu kriegen.“ Die eigene biographische Krise wird ihr so auch zum Ausgangspunkt einer exemplarischen, aber grundsätzlichen Auseinandersetzung mit den Lebensentwürfen von muslimischen Frauen. In der Hilflosigkeit gegenüber der eigenen gescheiterten muslimischen Ehe erkennt sie offenbar einen Typus von Frauenbiographien, auf den sie jetzt unwirsch und unnachsichtig reagiert. „Also, ich dachte halt so, ich muss jetzt auch erstmal selber mein Leben in den Griff kriegen und ich hatte halt auch keine Lust mehr einfach ähm, dass für andere zu erledigen, nur weil die Leut- andere nich den Mut dazu haben.“ Auch wenn diese Sätze unnachsichtig und egoistisch wirken, so markieren sie doch lediglich die kathartische Situation für die zunächst schmerzliche Entscheidung zu einem weiblichen Lebensentwurf, bei dem künftig die biographische Selbstbestimmung und Selbstverantwortung der jungen Frau im Vordergrund steht – und dabei nicht nur als eigener Lebensentwurf, sondern (implizit) auch als normative Erwartung an die muslimischen Frauen in ihrem Umfeld. „Und ich mein, äh ich hätte nie gedacht, dass ich in der Situation sein würde, aber ich mein, im Endeffekt war ich in der Situation. Ich hab's halt auch geschafft und deswegen hatte man dann auch nich so wirklich (...) das Verständnis dafür.“

Amira stürzt sich in zahlreiche Aktivitäten, die ihr Spaß machen und unternimmt viel. Sie macht Sprachkurse, besucht „Psychologie-Seminare“ und macht jetzt verstärkt Dinge für sich selbst: Sie fährt schon mal einen „ganzen

Tag nach Berlin“ und beginnt „wieder zu nähen“ – lauter Dinge, die sie eine Zeitlang vernachlässigt hatte.

Die junge Frau hatte bereits nach zwei Semestern ihr Studienfach gewechselt, von Chemie zu Zahnmedizin. Chemie gefällt ihr nicht und auch die Zukunftsperspektiven als Chemikerin erscheinen ihr nicht „so lukrativ“.

Nach einem Semester der krisenhaften Neuorientierung nach ihrer Scheidung konzentriert sich Amira dann wieder auf ihr Studium.

Nach dem Physikum bekommt sie das Angebot im Rahmen der „Muslimischen Jugend“ eine Gruppe Jugendlicher zu betreuen. Amira nimmt an und fortan bildet diese islamische Jugendarbeit einen Schwerpunkt innerhalb ihrer Freizeit. „Aber sehr viel Freizeit bleibt sowieso in dem (leise) Studium nicht übrig, ehrlich gesagt“. Diese Mädchenarbeit im islamischen Verband betreut Amira jetzt bereits seit einigen Jahren. Die Gruppe besteht aus rund zwanzig jungen Frauen, die im Rahmen islamischer Kurse eine Fundierung islamischer Grundsätze erfahren sollen. Die Arbeit umfasst auch islamische Rhetorik und soll die jungen Frauen für eine gesellschaftliche Arbeit im Sinne der islamischen Gemeinschaft vorbereiten. Dahinter steckt die Programmatik, dass sich Muslime in der westlichen Gesellschaft nicht zurückziehen in ihre Migrantenmilieus, sondern in die Gesellschaft hineinwirken, für den Islam und seine Akzeptanz werben. Für Amira ist mit der Arbeit vor allem der Aspekt einer Internationalisierung des Islam bedeutsam. Die jungen Frauen kommen aus ganz verschiedenen islamischen Ländern und Amira schätzt das kultur- und klassenübergreifende gemeinschaftsstiftende Element ihrer Religion.

Darüber hinaus ist sie auch noch Mitglied in einem Verein der „Islamischen Gemeinschaft“, der sich ebenfalls um eine gesellschaftspolitische Arbeit der Muslime sowie eine stärkere Akzeptanz des Islam durch die Mehrheitsgesellschaft bemüht.

Ihr gegenwärtiges Verhältnis zu den Eltern beschreibt Amira als „schon relativ gut“. Sie telefoniert täglich mit ihnen, vorrangig mit der Mutter. Der Vater wird vor allem bei „wichtigen“, „rationalen“ Entscheidungen einbezogen. Die Familie ist der jungen Frau „sehr wichtig“, allerdings besteht sie auch auf den Unterschieden zwischen sich und den Eltern. Seit dem Studium lebt sie eigenständig und schätzt diese Selbständigkeit auch. Einen bedeutsamen Unterschied sieht sie hinsichtlich ihres Heimatgefühls. Die Eltern spielen immer wieder mit dem Gedanken, einmal nach Syrien zurückzugehen. Für Amira ist diese Option undenkbar („Das würde für mich zum Beispiel gar nicht mehr in Frage kommen.“). Sie hat für sich klare biographische Ziele und die sieht sie ausschließlich in Deutschland.

Im Rückblick beurteilt Amira die Erziehung ihrer Eltern ambivalent. Insgesamt hält sie die Erziehung schon für gut. Sie selbst würde aber einiges anders machen. Amira reflektiert dies aber vor dem Hintergrund der Migrations- und Akkulturationsprobleme der Eltern. Als latentes Problem erinnert

Amira vor allem die enge Eltern-Kind-Bindung, die von den Eltern erwartet wurde. So musste Amira bei jeder Gelegenheit die Aktivitäten von Vater und Mutter begleiten und sollte auch mit 20 Jahren noch bei auswärtigen Aufenthalten mit den Eltern in einem Zimmer übernachten. Amira sieht hier doch einen deutlichen Generationenkonflikt zwischen sich und den Eltern. Mit dem Studienbeginn war der jungen Frau denn auch der eigene Verselbständigungsprozess gegenüber der Familie wichtig. „Das man dann halt auch gesagt hat, äh dadurch (.) wenn ich jetzt nicht jedes Wochenende da bin, heißt das nich, dass ich euch weniger Liebe oder das ich nich für euch da bin, aber ähm damit ich auch in meinem Leben weiter komme, m- müsst ihr ähm (.) auch lernen, halt auch los zu lassen so und (.) das is komischer Weise in Syrien kein Problem.“

Amiras familiäre Lebensplanung sieht zwar nach wie vor Heirat und Kinder vor. Gegenüber ihrer Jugendzeit hat sich das aber auch etwas relativiert. Mit 16 wollte sie noch unbedingt heiraten und sechs Kinder bekommen. Später – so sagt sie – sind es dann von Jahr zu Jahr weniger Kinder geworden. Nach der gescheiterten ersten Ehe steht zunächst der Abschluss ihres Studiums „im Vordergrund“, „und dann kann ich halt auch mal gucken.“ Ihre Haltung erscheint in diesem Punkt ambivalent. Einerseits hat sie ein Leitbild, das auch Ehe und Kinder neben Beruf und Karriere als wünschenswert vorsieht, andererseits gilt ihr dies auch „nich um jeden Preis natürlich.“ Insofern steht bei der jungen Frau die private und berufliche Selbstbestimmung letztlich im Vordergrund, auch wenn ihr „Kinder genauso wichtig, (sind) ehrlich gesagt.“ Andererseits: „Also, allein der Beruf oder das Studium, ehrlich gesagt allein, (leise) würd mich auch nich erfüllen.“

Amiras Reflexionen zur Ehe erweisen sich allerdings als ambivalent. Ihre eigene Ehe ist gescheitert und die junge Frau steht zu ihrer ureigenen Entscheidung, die Beziehung zu ihrem Mann zu beenden – auch wenn die islamische Religion eher um Versöhnung und Ausgleich der Ehepartner bemüht ist. Auch künftig kann sie sich eine Partnerschaft mit einem Mann nur in einer Ehe vorstellen. Allerdings zeigt sich hier Amiras Ambivalenz. Die Beispiele verbindlicher und gut funktionierender nicht-ehelicher Partnerschaften in ihrem Umfeld – so bei einer Freundin – findet sie durchaus überzeugend. Insofern bleibt die Ehe für sie vor allem ein religiöses Gebot und ist weniger ein notwendiges Strukturmerkmal für eine gelungene Partnerschaft zwischen Mann und Frau. Und was wäre gedankenexperimentell ohne Religion? „Aber wenn ich das nich hätte, reichte mir das, (I.: Mhm) (leise) dass ich mit dem Partner zusammen lebe.“

Amiras religiöser Alltag leidet gegenwärtig etwas unter ihrer Studien- und Arbeitsbelastung. So betet sie regelmäßig morgens und trägt tagsüber ihr Kopftuch. In der Klinik aber findet sie nicht immer Zeit für ihre Gebete. Sie tröstet sich damit, dass ihr auch der betreuende und pflegerische Umgang mit den Patienten letztlich als religiöse Praxis gilt. Bisweilen liest sie noch im

Koran und besucht eher unregelmäßig eine deutschsprachige muslimische Frauengruppe. Insofern sind ihr gegenwärtig die Glaubenssätze des Islam orientierungsleitend wichtiger als die handlungsleitende Beachtung der umfassenden religiösen Alltagsrituale. Selbst die Jahresfeste des islamischen Feiertagskalenders kann sie nicht immer wahrnehmen.

In ihrer biographischen Bilanzierung sieht Amira ihre Lebensgeschichte als Leben mit vielen Höhen und Tiefen und „vielen Entwicklungsstadien“. Als zentrale Entwicklung ihrer Identität – als „letzte Phase“ – sieht sie dabei die Entscheidung zur Trennung von ihrem Mann. Und dabei war diese Scheidung nicht nur die Klärung einer Ehekrise, sondern auch ein Prozess zur Klärung ihrer kulturellen Identität. „Aber ich würde jetzt die letzte Phase würde ich denken, nach dem ich ähm (.) mich getrennt hab. (I.: Mh) (...) Und da hatte ich auch zum ersten Mal das Gefühl, dass ich auch ... Also, komischer Weise, dass ich auch gesagt hab ähm, was heißt komischer Weise. Aber das ich auch dann gesagt hab, (.) ich ich bin auch deu- . Also, ich bin auch deutsch, auch wenns halt... Vorher wars halt auch so, dass es auch von der deutschen Seite nich gern gesehen wurde, dass man grade wenn du ein Kopftuch trägst, dass du halt sagst, ich bin Deutsche. Bist du ni-. (I.: Mhm) Also, du siehst nich so aus, du hast keinen Namen. Also, (I.: Mhm) `ne, wenn mans so sieht zum Beispiel. Also, viel weniger als jetzt von unserer Seite, weil halt bei uns natürlich das nich (.) ähm (.) man es auch komisch findet, wenn man sagt, ich bin deutsch. (I.: Mhm) Und ich s- (leise) ich sag halt von mir so, ich bin selber, also deutsche Muslima. (.) Das war so der letzte Stand, (I.: Mhm) wo man dann (.) quasi wieder Mut gefasst hat, wo man aufgestanden is und wo man dann auch gedacht hat, ok (.) das is jetzt der Weg.“